

Wenn die Kita-Anmeldung sich falsch anfühlt

Eine Mutter schildert, warum sie ihre Tochter mit zwei Jahren in den Kindergarten gibt, obwohl die Betreuung bei einer Tagesmutter gut funktioniert. Über eine Entscheidung, die sich für sie nicht frei anfühlt.

VON LENE WENTEN

NIEDERRHEIN Meike ist berufstätig und Mutter. Seit ihre Tochter Emma ein Jahr alt ist, arbeitet sie wieder. Meike und Emma heißen in Wirklichkeit anders. Sie möchten anonym bleiben.

Seit dem vergangenen Sommer wird Emma an fünf Tagen in der Woche von einer Tagesmutter betreut. Nach der Eingewöhnung habe sich das gut eingespielt, erzählt Meike: eine feste Bezugsperson, eine kleine Gruppe mit wenigen gleichaltrigen Kindern, ein vertrauter Rahmen. Doch schon steht der nächste Umbruch an – obwohl die aktuelle Betreuung aus ihrer Sicht Früchte trägt.

Denn mit Blick auf den Start des neuen Betreuungsjahres am 1. August rückt der Wechsel in den Kindergarten näher. Bereits im November meldeten Emmas Eltern ihre einjährige Tochter für einen Platz in ihrer Wunsch-Kita an. Die Anmeldung lief über das Portal Kita-Online – und zusätzlich persönlich in der Kita. Seitdem wartet die Mutter auf eine Zusage.

Was nach normaler Organisation klingt, ist für Meike ein Kernproblem: Sie empfindet die frühe Anmeldung nicht als Ausdruck von Wahlfreiheit, sondern als Reaktion auf ein System, in dem berufstätige Eltern sich absichern müssen. Was das Beste für das Kind ist, stehe dabei nicht im Fokus.

Was Meike an der Betreuung durch die Tagesmutter schätzt, beschreibt sie klar: kleine Gruppen, intensive Bindung, eine Betreuung, in der sie die Bedürfnisse ihres Kindes besser wahrgenommen sieht. „Eine Tagesmutter betreut maximal fünf Kinder“, sagt sie. „Das Verhältnis



„Wann ist der richtige Zeitpunkt für den Kindergartenstart?“, fragt sich eine Mutter.

FOTO: ANNETTE RIEDL/DPA

nis ist innig, die Bedürfnisse werden eher gesehen.“

Meike formuliert ihren Eindruck sehr deutlich: „Ich kann als Mutter nicht mehr selbst entscheiden, ab wann mein Kind bereit ist, in den Kindergarten zu gehen.“ Nicht aus Unsicherheit, sondern aus Angst, später ohne Platz dazustehen.

Sie kenne diese Situation aus ihrem Umfeld, deswegen sei ihr klar gewesen, dass frühes Handeln erwartet wird. Wer nicht rechtzeitig anmeldet, so die Sorge, könnte am Ende mit einem dreijährigen Kind ohne Betreuungsplatz dastehen.

„Ich habe mich unter Druck gesetzt gefühlt“, sagt sie.

Die Angst, leer auszugehen, sei groß gewesen – groß genug, um die Anmeldung gegen ihr Bauchgefühl abzuschicken. Meike hätte ihre Tochter lieber noch ein Jahr länger in der Tagespflege gesehen. Dass Emma nun schon zum Kindergartenjahr ab August wechseln soll, obwohl sie im Mai erst zwei wird, fühlt sich für sie nicht stimmig an. „Ich ärgere mich darüber, dass ich nicht selbst entscheiden kann, wann mein Kind reif für den Kindergarten ist.“

Der Druck verdichtete sich in dem Moment, in dem die Familie handeln musste: Antrag abschicken oder nicht? Für Meike sei die gefühlte Freiheit dabei kaum vorhanden gewesen. „Die Entscheidung bekommt man quasi abgenommen.“ Dabei betont sie mehrfach, dass es ihr nicht um Grundsatzkritik oder Ideologie gehe. Sie wolle weder Kindergärten schlechtere noch behaupten, früher sei alles besser gewesen. Ihr gehe es um echte Wahlmöglichkeiten – und um die Kindertagespflege als zweite tragende Säule. „Für mich wäre das Schlimmste, wenn es keine Tagesmütter mehr

gäbe“, sagt sie. Meike beschreibt damit einen Spagat, den viele Eltern kennen: Eine pädagogische Frage – wann ein Kind bereit ist – trifft auf organisatorische Zwänge und knappe Plätze. Die Betreuungssituation ist bei vielen Eltern im Umfeld ein Thema. Familie und Freundeskreis stecken schon in ähnlichen Situationen. Aber, wer kritisiert schon offen ein System, von dem die Betreuung der eigenen Kinder abhängt? Und selbst wenn man sich traut, bei wem ist die Kritik richtig aufgehoben? Weder beim Kindergarten, von dem man

sich einen Platz erhofft noch bei der Tagesmutter, deren Planung ebenfalls an Übergängen zum 1. August hängt. Meike macht zugleich deutlich: Ihr Vorbehalt richtet sich nicht gegen die konkrete Wunsch-Kita. Sie hält sie für eine sehr gute Option: kurze Wege, Spielkontakte in der direkten Umgebung – das, was sich viele Familien wünschen. Trotzdem bleibt bei ihr der Eindruck, dass Kleinkinder – und das gelte für sie grundsätzlich auch mit Blick auf ein mögliches Geschwisterchen – nicht mit ein oder zwei Jahren in Kitas angemeldet werden sollten, nur um den Platz für später zu sichern. Am Ende bleibt für Meike vor allem der Wunsch, dass Familien, die passende Betreuungsformen nicht nur theoretisch wählen können, sondern praktisch – ohne dass die Sorge vor einem fehlenden Kita-Platz den Zeitpunkt vorgibt.

Juniorbotschafter aus dem Kreis Kleve reisen in die USA

KREIS KLEVE (RP) Der Bundestagsabgeordnete des Kreises Kleve Stefan Rouenhoff (CDU) hat für das kommende Programmjahr zwei Stipendiaten aus dem Kreis Kleve für das Parlamentarische Patenschafts-Programm (PPP) ausgewählt.

Alexander Zeugner-Franken (Schülerprogramm) und Paul Scholz (Programm für junge Berufstätige) werden demnächst für ein Jahr in die USA gehen, um dort das Land, die Menschen und den „American Way of Life“ kennenzulernen und als „Juniorbotschafter“ für Deutschland zu wirken.

Der 15-jährige PPP-Stipendiat Alexander Zeugner-Franken besucht derzeit das Städtische Gymnasium Goch und engagiert sich vielfältig – unter anderem in Vereinen sowie im hiesigen Kinder- und Jugendparlament. Der künftige „Juniorbotschafter“ des Kreises Kleve, Paul Scholz, ist 20 Jahre jung und arbeitet als Tischler in Weeze. Er möchte in den Vereinigten Staaten Arbeitsweisen und neue Techniken seines Handwerks kennenlernen sowie eine erste Auslandserfahrung sammeln.

„Das PPP ist eine hervorragende Chance, über persönliche Begegnungen Brücken zu bauen – zwischen jungen Menschen, Schulen, Familien und Arbeitswelten. Unsere PPP-Stipendiaten nehmen Erfahrungen mit nach Hause, die weit über ein Auslandsjahr hin-



Der Kreis Klever Bundestagsabgeordnete Stefan Rouenhoff (l.) mit den Stipendiaten Paul Scholz (r.) und Alexander Zeugner-Franken (M.). FOTO: BÜRO ROUENHOFF

ausreichen und häufig eine lebenslange positive Prägung hinterlassen. Gerade in Zeiten, in denen die transatlantischen Beziehungen einen Härtepunkt durchlaufen, ist das Austauschprogramm umso wichtiger“, betont Stefan Rouenhoff.

Das Parlamentarische Patenschafts-Programm ist ein gemeinsames Stipendienprogramm des Deutschen Bundestages und des United States Congress. Es richtet sich an Schülerinnen und Schüler sowie an junge Berufstätige in Ausbildungsberufen.

Ziel ist es, durch ein Austauschjahr das gegenseitige Verständnis zu vertiefen und die Teilnehmenden ausdrücklich in der Ausübung einer „Juniorbotschafter“-Rolle zu bestärken. Die Auswahl erfolgt über Austauschorganisationen, die Nominierung der Stipendiaten durch die jeweiligen Patenabgeordneten.

Stefan Rouenhoff wünscht beiden Stipendiaten eine gute Vorbereitung und „ein Jahr voller bereichernder Erfahrungen, neuer Freundschaften und vielfältiger Eindrücke.“

DIE STUDIERENDEN-KOLUMNE

Wo ist das Campusleben nach Corona?

Als ich meine erste Dozentin an der Universität traf, war sie zwei Zentimeter groß. Grell leuchtete sie mir über einen Webex-Videoall entgegen. Ich saß nicht in einem vollen Hörsaal, sondern allein in meinem sechs Quadratmeter großen WG-Zimmer in Berlin-Lichterfelde. So hatte ich mir meine erste Woche als Studentin natürlich nicht vorgestellt. Dass es noch eineinhalb Jahre so weitergehen würde, auch nicht. Und dass ein Großteil meines Studiums bis heute online stattfindet, erst recht nicht.

Mein erstes Semester begann im Winter des Jahres 2020 – also mitten in der Corona-Pandemie. Volle Uni-Flure, überfüllte Mensen, spontane Gespräche nach Seminaren kannte ich nur aus Erzählungen oder der Popkultur. Wie bei der amerikanischen Serie „Community“, in der eine Gruppe unterschiedlicher Menschen eine Lerngruppe gründet, diskutiert, streitet und zusammenwächst. Zugegeben: etwas überstürzt, aber meine Traumvorstellung.

Meine Realität war eine andere. Auch nach der Rückkehr in die Präsenz blieb der Campus für viele ein Durchgangsort. Drei Stunden pendeln, um allein von Veranstaltung zu Veranstaltung zu gehen und anschließend einsam in der Bibliothek zu sitzen. Auf den Wegen dazwischen: Studierende mit Kopfhörern, Blick aufs Smartphone, zügig zum

Unsere Kolumnistin startete ihr Studium mitten in der Corona-Pandemie – mit Videocalls und virtuellen Hörsälen. Ihre Beobachtung: Auch nach der Rückkehr in die Präsenz blieb der Campus für viele ein Durchgangsort. Warum das schade ist.

nächsten Termin. Kaum Verweilen, kaum Gespräche. Der Eindruck: Vieles sind physisch anwesend, sozial jedoch auf Distanz.

Dabei zeigen aktuelle Daten, wie relevant Austausch gerade jetzt wäre. Laut Oliver Tüscher, Direktor der Universitätsklinik und Poliklinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik an der Universitätsmedizin Halle, nehmen psychische Belastungen unter Studierenden seit Jahren zu. In einzelnen Fachbereichen berichtet etwa ein Viertel



der Studierenden von depressiven Symptomen, rund ein Drittel von Angststörungen.

Ein neuer Forschungsverbund an der Universitätsmedizin Halle untersucht deshalb systematisch die psychische Gesundheit von Studierenden. Ziel ist es, Risikofaktoren und Warnzeichen frühzeitig zu identifizieren und langfristige Verbesserungen anzustoßen.

Die Corona-Pandemie hat Isolation nicht nur erzeugt, sondern bei manchen verstetigt. Wenn Lehrmaterialien dauerhaft online verfügbar sind und soziale Interaktion optional bleibt, verliert der Campus an Bindekraft. Effizienz ersetzt Begegnung.

Dabei ist Universität mehr als Wissensvermittlung. Sie ist ein sozialer Raum, in dem Diskurs, Begegnung und informeller Austausch entstehen sollten. Kleine Seminar-Treffen, fachübergreifende Veranstaltungen oder niedrigschwellige Gesprächsangebote mit Dozierenden könnten dazu beitragen, dass der Campus weniger anonym wirkt.

Vielleicht muss es nicht werden wie in den zahlreichen Beispielen der Popkultur. Aber es braucht einen Campus, der mehr ist als eine Ansammlung von Gebäuden.

Athena Riegel ist 24 Jahre alt, kommt aus Kevelaer-Winkelend und macht gerade ihren Bachelor in Geschichte, Publizistik und Kommunikationswissenschaft in Berlin. FOTO: RIEGEL